

## Liebe Menschen

„Was machst Du eigentlich den ganzen Tag?“ fragte mich ein Freund. Auf diesen beiden Fotos seht Ihr das Innere von St- John's. Manche von Euch werden das Bild wiedererkennen: Ich stellte es in diesem Sommer in Idensen aus: Dieser „Fries für Geflüchtete“ ist ein Versuch, das Leid von Menschen auf der Flucht ins Bild zu setzen. Auf Bitten von Mark Erson brachte ich es nach New York. Und am letzten Sonntag war es Thema des Gottesdienstes. All sahen sich das Bild aus der Nähe an; dazu improvisierte ein Saxophonist; wir tauschten aus, was wir auf dem Bild entdeckten. Und ich wurde mit mehr hoffnungsvollen Aussagen überrascht, als ich in das Bild hineingemalt hatte.



## Interreligiöses Parament

Schon vor Sonntag war klar, wir müssten das Bild wieder abhängen: denn eine jüdische Gemeinde würde Dienstag und Mittwoch Jom Kippur in der Kirche feiern, wie sie es seit 12 Jahren tut. Daniel, der Kantor der Gemeinde sah das Bild und bat nicht nur darum, es hängen zu lassen; sondern mich auch, ein paar Worte zu sagen. Beides hat mir Angst und Stolz gebracht. Es gibt nun wirklich Dinge, die ich lieber tue, als vor einer fremden jüdischen Gemeinde an einem ihrer höchsten Feiertage Englisch zu stammeln. Meine paar Worte waren dann angemessen kurz in der langen Liturgie des Vorabends zu Jom Kippur. Poetisch und ausführlich, mal klagend, mal selbstbewusst haben wir um Vergebung gebetet und gebeten. Dass jüdisches Leben in New York viel normaler ist als in Deutschland, das begegnete mir in den letzten Wochen schon. Dass diese Normalität auch eine solche Begegnung möglich machen könnte, hätte ich nicht gedacht; dass diese Papiere für diese Tage Hintergrund für die Thora-Rollen sein können, dafür bin ich dankbar und beschämt zugleich.

Nicht jeder Tag fasst mich so direkt ans Herz; aber jede händische Arbeit verbindet sich schnell mit einer Begegnung, die meinen Blick weitert. Vielleicht hilft Eurer Vorstellung ein Abriss der letzten Tage:

- Donnerstag: Demonstration mit der lutherischen Pfarrkonferenz gegen die Einwanderungspolitik der Trump-Administration. Arbeit an der Predigt.
- Freitag: Ausflug mit zwei Freund\*innen zum Apple-Picking auf einer Obstplantage in New Jersey, abends Rote Rosen geguckt, weil damit die eine Freundin stetig ihr Deutsch verbessert.
- Samstag: Einkauf, Sauerkraut-Kochen und Apfelkuchen-Backen für das monatliche Lunch der Gemeinde: Pastor Mark hat sich gewünscht, dass ich ein bisschen die US-Vorurteile gegenüber Deutschland pflegen soll, weil er so gern Sauerkraut isst.
- Sonntag: Predigt und Lunch mit der Gemeinde. Abends in einer Jazz-Kneipe mit 90 cm Abstand zu

- den fantastischen Musikern, und 15-0 cm zu einem fanatischen Alkohol-Liebhaber.
- Montag: In der Dinner-Church St. Lydia's die Lesungen übernommen, danach dort den Boden gefegt und gewischt.
- Dienstag: 6.00 beim Frühstück für Obdachlose 150 Sandwiches mit Marmelade und Peanutbutter geschmiert. 17.00 beim Dinner für HIV-Positive Tablettis abgewaschen.  
18.30 Jom Kippur in St. John's.

## **Mannahatta**

Ich begegne hier in kurzer Zeit so unterschiedlichen Projekten und Menschen. Das scheint der begrenzte Raum mit sich zu bringen. Und immer wieder frage ich mich, warum sich alle Welt vorgenommen zu haben scheint, gerade in Manhattan in die Höhe zu bauen? Zwei verschiedene Bedeutungen des Wortes „Mannahatta“ in der Sprache der Native Americans hatten vielleicht schon prophetische Klarheit: „Insel im Zentrum der Welt“ und „Insel mit vielen Hügeln“; tatsächlich sieht man im Central Park noch ein paar Felsen, die diese Ur-Hügel einmal gebildet haben. Aber das sind nun eher Spielwiesen fürs Wochenende. Eine australische Lutheranerin machte mich auf den Wahnsinn aufmerksam: in New York City leben mit 19 Millionen Einwohner\*innen nur 4,5 Millionen weniger als in ganz Australien.



Das Zentrum der Welt und was es zusammenhält ist heute wohl genau das Gegenteil von dem sein, was sich die Native Americans darunter vorgestellt haben. Warum baut Mensch einen Turm, auf dem er selbst dann so winzig erscheint?

## **Manhattan senkrecht**

Raffael hat Bauklötze zum Geburtstag bekommen. Er beginnt, sie zu türmen; längliche Quader senkrecht übereinander. Immer wieder fällt der Turm um, wenn er 5 oder 6 aufeinander stellt. Der Teppichboden ist uneben, und er stellt die Klötze nicht genau genug übereinander. Dann merkt er: Ein ebener Boden gibt mehr Halt und nutzt den Holzboden zwischen den Teppichen. Das klappt schon viel besser. Und dann

entwickelt er eine andere Technik: und legt im rechten Winkel die zweite Schicht auf die erste: Nichts wackelt, die dritte auf die zweite: Es bleibt fest wie Beton, die vierte auf die dritte: „Darauf kann ich noch 100 Schichten legen“, denkt er. Er arbeitet weiter, bis die Eltern Abendbrot essen wollen. Raffael hat viele Steine zum Geburtstag bekommen, sehr viele. Für die letzten muss er seine Arme strecken und aufpassen, dass er sie von oben platziert und nicht zu schräg auf die oberste Etage schiebt. Den letzten Stein, ein gelber, den stellt er senkrecht auf den Turm, sucht noch ein blaues Playmobilmännchen aus seine Sammlung. Das steht nun ganz oben. Er ruft: „Mama, Papa, kommt mal ganz schnell!“ Sie kommen aus der Fernseh-Ecke und strahlen; und Raffael sieht ihr Lächeln, zeigt auf das Männchen und sagt: „Das bin ich!“



Es ist ein Stolz, es zu schaffen; es ist ein Machen, weil es möglich ist, nicht, weil es nötig wäre. Es ist die Sehnsucht, endlich mal wieder gelobt zu werden, für den Turm aus Bauklötzen gelobt zu werden, wie früher. Und die Sehnsucht, ganz oben zu stehen. Das waren im Oberhäupter der reichen Familien in San Gimignano in der Toskana, und Manhattan die Firmensitze der teuersten Unternehmen sowie die Besitzer der dicksten Aktienpakete. Und bleibt aus der Ferne doch ein Spiel mit Klötzchen...

